

Rezensionen

Jürgen Hargens (2015). Keine Tricks! Erfahrungen lösungsorientierter Therapie. Ein persönlicher Rückblick. Lenzburg/CH: wilob, 115 S., € 22,90

Jürgen Hargens hat mir dieses Buch als sein „letztes Fachbuch“ avisiert, ein persönlicher Rückblick liegt also nahe. Persönliche Rückblicke machen immer neugierig, doch ist der Begriff nicht eindeutig. Es kann sich dabei sowohl um eine Art fachliche Biografie handeln als auch um die Frucht der gesammelten Erfahrung im Verlauf eines Berufslebens. Das vorliegende Buch bietet in erster Linie das Zweitgenannte. Die Skizze seines beruflichen Erfahrungswegs hält Jürgen Hargens eher kurz. Mir scheint, man kann daher diesen „Rückblick“ als einen präsenten, vollgefüllten Korb an empirisch gewonnener Berufserfahrung lesen – insofern auch ein Ausblick in die Zukunft, jedenfalls dann, wenn es zur Absicht gehört, diesen vollgefüllten Korb an LeserInnen und deren fachliche Zukunft weiterzugeben. Jürgen Hargens verbindet diese Berufserfahrung, seine Erkenntnisse, in besonderer Weise mit dem, was er von seinen KlientInnen gelernt hat. Er nennt sie nicht „KlientInnen“, sondern „kundige Menschen“. Deren Expertise für ihr eigenes Leben nimmt er als Richtschnur. Das hat, neben der dadurch naheliegenden respektvollen Haltung, viele praktische Konsequenzen. Die dabei stattfindende Arbeit nennt Hargens auch so: „Arbeit“ und nicht „(Psycho)Therapie“. Zusammengefasst erscheint mir das vorliegende Buch als eine Essenz von Jürgen Hargens' methodischem Rüstzeug, bezogen auf eine Essenz seines theoretischen Reflektierens und anschaulich gemacht anhand zweier idealtypisch verdichteter Versionen von Zweitsitzungen. Hargens bietet diese Versionen als Blaupausen an, d. h. als „zusammengefasste Erfahrungen meiner eigenen Praxis und nicht (als) Wortprotokolle einer tatsächlichen Sitzung“ (S. 89). Dadurch, dass er zwei Versionen anbietet – zum einen eine für den Fall, dass angepeilte Änderungen offenbar stattgefunden haben, zum anderen eine für den Fall, dass sich „nichts getan hat“, – erschließt sich Hargens' Bereitschaft zum „unerschrockenen Respektieren“ in besonderer Weise. Den Begriff des „unerschrockenen Respektierens“ hat er Mitte der 1990er Jahre geprägt und ich habe ihn oft benutzt seitdem. In diesen „Blaupausen“ wird m. E. auch deutlich, weshalb Jürgen Hargens als Obertitel „Keine Tricks!“ gewählt hat. An einer Stelle in der Mitte des Buchs schreibt er in diesem Zusammenhang von seiner „Überzeugung, dass ich das, was ich tue, auch jederzeit erklären, begründen oder erläutern können sollte. Ich tue also nur das, von dem ich überzeugt bin, dass es aus meiner momentanen Sicht das Beste zu sein scheint“ (S. 53). Darin spiegelt sich seine Bereitschaft, auf jegliches Mythologisieren seines Anteils an der gemeinsamen „Arbeit“ zu verzichten. Nichts soll „reingeheimnist“ werden. Da es sich bei der Arbeit – in Hargens' Worten – um das „soziale Unternehmen Therapie“ handelt, steht Sprache im Zentrum als Bindeglied sämtlicher Prozesse, jedenfalls der Prozesse, die überhaupt zur Reflexion zur Verfügung stehen. Hargens konzentriert sich folgerichtig „auf den Umgang mit Sprache unter

lösungs-fokussierten Aspekten“ (S. 54). Dabei geht er nicht davon aus, das Rad neu erfinden zu müssen, das stellt er selbst klar. Vieles von dem, was im vorliegenden Buch noch einmal untersucht und verwendet wird, hat er schon des Öfteren in der umfangreichen Liste seiner Publikationen angesprochen. In einer Besprechung des Buches muss das daher nicht noch einmal aufgelistet werden. Es ist nicht das angestrenzte Hervorbringen von Neuigkeiten, wofür Hargens steht, sondern das unverdrossene Immer-wieder-neu-Umgraben des Weinbergs. Das hat etwas von Zen. Das immer wieder aufmerksam, zugewandt und lösungs-fokussiert auf den Weg bringen. Dabei immer wieder bereit für das zu sein, was dabei entsteht, womöglich Neues. Doch auch „beim Alten“ geht es mit immer wieder neu bereitem Blick weiter. Dafür, so scheint mir, steht Jürgen Hargens nun schon so viele Jahre. Ich muss ihm dabei nicht in allen inhaltlichen Aspekten folgen. Seine unerschütterliche Bereitschaft, auf diesem Weg zu menschenfreundlichem, wertschätzendem, anerkennendem Miteinander beizusteuern, ist mir eine wichtige Orientierung. Daher empfehle ich diesen als Rückblick getarnten Ausblick, dieses im Fachlichen persönlich ansprechende Dokument des Erfahrungsreichtums eines langjährigen Weggefährten sehr zur Lektüre.

Wolfgang Loth (Bergisch Gladbach)

Haja Molter & Karin Nöcker (2015). Systemisch Schule machen. Toolbox für Lehrer. Reihe: Spickzettel für Lehrer. Heidelberg: Carl-Auer, 126 S., € 9,95

„Spickzettel“ – Haja Molter und Karin Nöcker haben das Thema der Reihe aufgegriffen und in dem kleinen Büchlein den LeserInnen aus Schule und Kontexten im Umfeld von Schule 14 Spickzettel zusammengestellt, die dabei helfen, Fragen, Themen und Problemkonstellationen des Schulalltags aus einer anderen, erweiterten Perspektive zu betrachten. Komprimiert und zugleich gut lesbar stellen sie systemische Haltungen, Denkweisen und Arbeitsformen vor und beschäftigen sich mit schulischen Anliegen. Der erste Spickzettel beschreibt *Reframing* als Möglichkeit, die im schulischen Alltag vielleicht verhärtete Sicht auf SchülerInnen oder Konstellationen in einen anderen Rahmen zu stellen. Kurz, prägnant und hilfreich werden *Erwartungserwartungen* und ihre Auswirkungen erklärt. Mit dem *Raummodell* wird angeboten, anstehende Probleme im erlebten Wirklichkeitsraum, dem Möglichkeitsraum und dem Zielraum zu durchwandern. Der Spickzettel *Problemschüler(Innen)* zeigt eindrücklich, wie Problemsicht problematische Wirklichkeit konstruiert. Auch in den Spickzetteln *Leitfragen für Klassenkonferenzen*, *Selbstwert* und *Kommunikation* (hier sind die Kommunikationsformen von Virginia Satir dargestellt) sowie im Weiteren *Bewusstheitsrad*, *Neutralität und Neugier*, *Auftragskarussell*, *Ambivalenzwippe*, *Bündnis mit Eltern* und zuletzt *SchülerInnen und Eltern mit Migrationshintergrund* sind systemische Perspektiven oder Arbeitsweisen für den schulischen Alltag nützlich aufbereitet und komprimiert. In allen

Spickzetteln spürt man beim Lesen sehr deutlich den systemischen Geist von Haja Molter und Karin Nöcker. Die Themen und die Methoden entstammen ihrer jahrelangen Supervisionserfahrung auch im schulischen Kontext und sind als Einladung zum Denken und als Anleitung zur Selbstsupervision verfasst. Auch wenn Spickzettel vermutlich eher beim Lernen helfen, wenn man den Stoff selbst durchdrungen und komprimiert hat, so kann dieses kleine Bändchen Neugier wecken und Lust auf weiteres Beschäftigen erzeugen.

Cornelia Tsirigotis (Aachen)

Haim Omer (2015). Wachsame Sorge – Wie Eltern ihren Kindern ein guter Anker sind. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 246 S., € 29,99

Das Modell des gewaltlosen Widerstandes in der Erziehung, der elterlichen und professionellen Präsenz und der Neuen Autorität gewinnt seit nunmehr 15 Jahren auch in Deutschland zunehmend an Bedeutung. Die „Stimme“ der Erwachsenen im Umgang mit besonders herausforderndem Verhalten von Kindern und Jugendlichen zu stärken, scheint nicht nur im familiären Kontext wirksam, sondern erreicht auch andere Erziehungssysteme wie Kindergarten und Schule.

In „Wachsame Sorge“ widmet sich der Autor besonderen Problemstellungen in Familien, die sich in der Praxis bislang meist nur wenig überzeugend beantworten ließen und häufig ratlose Eltern – manchmal auch hilflose Elterncoaches – zurückließen. Wie sollen Eltern reagieren, wenn das Kind lügt? Wie können Eltern die Wahl der Freunde des Kindes beeinflussen? Wie begrenzen Eltern wirkungsvoll den übermäßigen Medienkonsum ihrer Kinder? Wie können Eltern ihre fast erwachsenen Kinder darin unterstützen, so etwas wie Selbstfürsorge zu entwickeln?

Anhand vieler anschaulicher Beispiele macht Haim Omer vor allem zwei Dinge deutlich: Eltern können ihre Kinder nicht kontrollieren – sie haben keinen direktiv steuernden Einfluss auf deren Verhalten – eher das Gegenteil ist der Fall: je massiver Eltern den „Gehorsam“ ihrer Kinder einfordern oder versuchen ihr Kind zu kontrollieren, desto größer wird die Gefahr, das Kind aus den Augen zu verlieren. Gleichzeitig ermutigt der Autor in sehr anschaulicher und überzeugender Weise Eltern dazu, ihre Werte zu vertreten. Die elterliche Sorge betrachtet Haim Omer als Verpflichtung und Berechtigung. Wie Eltern dies in deeskalierender Weise kommunizieren können, erfahren sie ebenfalls aus diesem Buch.

Auch die „wachsame Sorge“ als flexibler Prozess mit den Stufen „offene Aufmerksamkeit“, „fokussierte Aufmerksamkeit“ und „einseitige Schutzmaßnahmen“ wird begleitet von Deeskalationsstrategien, Unterstützernetzwerken, Selbstkontrolle und Gesten der Beziehung. Im letzten Kapitel „Was noch und bis wann?“ gibt Haim Omer einen Ausblick auf weitere und zukünftige Herausforderungen – so gilt es seiner Ansicht nach, den Themen „wachsame

Sorge im Kleinkindalter, in der Schule oder in Fragen der Sexualität, des Essverhaltens oder in Fällen von chronischen Erkrankungen“ (S. 241) eine ebensolche Aufmerksamkeit zukommen zu lassen wie den angesprochenen Themen in diesem Buch.

Mit „Wachsamer Sorge“ erweitert Haim Omer das Konzept des gewaltlosen Widerstands um einen weiteren und wichtigen Aspekt. Lesenswert und anregend vor allem für diejenigen, die sich bereits mit „Autorität durch Beziehung“ und „Stärke statt Macht“ beschäftigt haben.

Ilke Crone (Bremen)

Wilfried Huck (2015). Wahnsinnig jung. Junge Erwachsene zwischen Pädagogik und Psychiatrie. Köln: Psychiatrie-Verlag, 224 S., € 29,95

„Wahnsinnig jung“ ist ein praktisches Arbeitsbuch. Es liefert in Hülle und Fülle Anregungen für die Arbeit mit einer Patientengruppe, der wir in der stationären Akutpsychiatrie immer häufiger begegnen. Gekennzeichnet ist dieses Klientel durch Konstellationen, für die unsere gängigen Therapiekonzepte nicht mehr so recht zu passen scheinen. Es geht um Patienten im jungen Erwachsenenalter, die mit einem Mal aus der eher führenden und anleitenden Versorgung der Jugendpsychiatrie und Jugendhilfe herausfallen und sich in einer gänzlich anderen therapeutischen Atmosphäre wiederfinden. In der Erwachsenenpsychiatrie wird von ihnen eine Eigenverantwortung erwartet, die sie noch nicht entwickelt haben. Zwar wirken sie häufig nicht nur körperlich reif, sondern sind auch eloquent, intelligent und „verkaufen“ sich als Erwachsene, sie sind aber in ihrer Selbstständigkeitsentwicklung erheblich blockiert. Die Gründe sind vielfältig und haben häufig mit Migrationserfahrungen, sozialen Problemen, innerfamiliären Konflikten und eben Aspekten des persönlichen Lebensstils zu tun. Da nun die Generation der „digital natives“ ins Erwachsenenalter kommt, stellt sich uns „gereiften“ Therapeuten zudem die Aufgabe, eine sinnvolle Grenze zwischen abweichendem Verhalten und modernem Lifestyle zu ziehen. Die gängigen ICD-Kategorien sind in solchen Situationen von geringer Aussagekraft und auch mit unseren medikamentösen Lösungsansätzen erreichen wir die Kernproblematik, die in einer unausgereiften Kompetenz zur Eigenstrukturierung liegt, nicht.

In der Beschreibung dieser Patientengruppe stößt der Autor auf meine volle Zustimmung. Wie sollten nun angemessene Behandlungskonzepte aussehen? Huck präsentiert kein Patentrezept, sondern eröffnet vielmehr ein Bouquet von Anregungen und Hinweisen, die einem nicht immer unbekannt erscheinen. Sich daraus ein eigenes Konzept zu stricken, bleibt einem nicht erspart. Aber genau das ist wohl das einzig Richtige, will man nicht die wichtigste therapeutische Ressource, nämlich Kreativität und Persönlichkeit, der manualisierten Therapie aus der Retorte opfern. Zum Download bietet der Verlag Sammlungen anregender Fragen, Beschreibungen kleiner Übungen und einige bebilderte Therapiematerialien (deren ästhetischer Wert

diskussionswürdig ist) an. Das ist nichts Weltbewegendes, denn es steht ja alles genauso im Buch. Man betrachtet diese Materialsammlung am besten als einen „Steinbruch“, aus dem sich jeder ein paar Brocken heraushauen und selbst zusammensetzen kann. Stellen wir uns in der Erwachsenenpsychiatrie nach der Lektüre der Aufgabe, nach alternativen Konzepten für diese jungen Patienten zu suchen, hat das Buch seinen Zweck schon erfüllt.

Andreas Manteufel (Bonn)

Christian Schubert (Hrsg.) (2015). Psychoneuroimmunologie und Psychotherapie. 2. Auflage. Stuttgart: Schattauer, 492 S., € 89,99

Um den sperrigen Titel zu stützen, möchte ich auch für die Rezension als allererstes die Abkürzung PNI für „Psychoneuroimmunologie“ übernehmen. Nicht nur die Wörter, auch die Inhalte in diesem Band sind komplex, vielschichtig und erfordern bisweilen eine sehr konzentrierte Lektüre. Der Bogen, den Schubert spannt, ist weit und umfasst immunologisches Detailwissen ebenso wie philosophische Fragen und die ganze komplexe Beziehung zwischen Psyche und Körper. Konsequenterweise fühlt sich Schubert der modernen Systemtheorie verpflichtet, also der Theorie komplexer, dynamischer, selbstorganisierender Systeme. Und auch diese Theorie, oder besser: Theorienfamilie erfordert die Bereitschaft, sich auf allen wissenschaftlichen Ebenen zu tummeln, von der Mathematik bis zur Hermeneutik, von der Ebene der Zellen und Moleküle bis zu den kleinen und großen gesellschaftlichen Problemstellungen. Wer nun befürchtet, in diesem Buch wird über alles und nichts auf oberflächlicher Ebene geschwafelt, der sei beruhigt: Alle Beiträge prägen ein hohes wissenschaftliches Niveau auf der Höhe der Zeit. Auch diejenigen seien unbesorgt, die befürchten, dem naturwissenschaftlich-medizinischen Anspruch des Themas nicht gewachsen zu sein: Keiner der Autoren protzt mit schwerer Fachterminologie, sondern vermittelt für jeden interessierten Leser nachvollziehbar profundes Fachwissen. Der Herausgeber hat gut dafür gesorgt, dass über zahlreiche Zusammenfassungen in grauen Kästen der rote Faden nie verloren geht, selbst wenn man den einen oder anderen Artikel doch einmal „quer“ liest. Das geht auch ohne größeren Schaden, denn die Artikel sind eigenständig, auch wenn ihre Abfolge natürlich einer inneren Logik folgt.

Schubert steht in der Forschungstradition der PNI und bezieht sich fortlaufend auf die reichhaltige Befundsammlung ihrer Vertreter. Beeindruckend, was da alles über Zusammenhänge zwischen Immunfunktion und einzelnen psychischen oder psychosozialen Faktoren zusammengetragen wurde. Wie befreiend ist es aber, dass Schubert von vornherein und immer wieder auf die Begrenztheit der klassischen, am medizinischen „Standardmodell“ (sensu Schiepek) orientierten Methodik hinweist, die zwar massenweise Korrelationen produziert, aber genauso häufig fragliche, mehrdeutige, manchmal auch unsinnige Interpretationen

solcher statistischen Zusammenhänge. Eine ganz andere Zugangsweise zu psycho-neurosozio-immunologischen Zusammenhängen sieht Schubert in der Integration von statistischen, qualitativen und subjektiven Forschungsmethoden. Was er fordert, sind Einzelfallforschung und vor allem Verlaufsbeobachtungen. Ohne an der Tradition der PNI in überheblicher Weise zu rütteln, geht das Buch also über die Rekapitulation des Forschungsstandes hinaus und schlägt neue Brücken, auch zur Psychotherapie. Der Beitrag von Schiepek über den psychotherapeutischen Prozess zeugt in vielerlei Hinsicht von einer Art „Geistesverwandtschaft“ der beiden Forscher.

Über die einzelnen Artikel ließe sich vieles sagen, was den Rahmen der Kurzrezension sprengen würde. Für uns Psychotherapeuten ist beispielsweise relevant, wie viel sich über die Beziehung zwischen Stress und Trauma auf der einen und dem Immunsystem auf der anderen Seite bereits sagen lässt. Schuberts Blick für die subjektive Seite und die Komplexität des menschlichen „Abwehrsystems“ (man könnte genauso gut „Integrationssystem“ sagen) schimmert vor allem in seinen eigenen Beiträgen, aber auch im gesamten Buch durch. Selten trägt ein Herausgeberbuch so sehr die Handschrift des „Hauptverantwortlichen“. Jeder Artikel ist aber auch für sich eine Fundgrube an Informationen und je mehr man liest, umso klarer werden die Vernetzungen zwischen den einzelnen Forschungsschwerpunkten. Das Buch ist ein wunderbarer Beitrag zu einer interdisziplinären Wissenschaft vom Menschen und, auch das sei erlaubt zu sagen, ein erfrischender Kontrapunkt zu der Suggestion der letzten Jahre, dass „Gehirn alles“ sei.

Andreas Manteufel (Bonn)

Michael Macsenaere, Klaus Esser, Eckhart Knab und Stephan Hiller (Hrsg.) (2014). Handbuch der Hilfen zur Erziehung. Freiburg: Lambertus, 626 S., € 49,90 (eBook inklusive)

„Hilfen zur Erziehung“ – das sind die pädagogischen und therapeutischen Leistungen, die im SGB VIII Kinder- und Jugendhilfe von der Erziehungsberatung über Soziale Gruppenarbeit, Sozialpädagogische Familienhilfe bis zu Erziehung in der Tagesgruppe und Vollzeitpflege angeboten werden: Ein einerseits relativ abgegrenzter Bereich innerhalb des SGB VIII und doch von großer Bedeutung innerhalb der Sozialarbeit: im Jahr wird in Deutschland rund eine halbe Million Hilfen zur Erziehung neu begonnen.

Nach einer geschichtlichen Rückschau und einem Blick auf die Statistik geht es um die unterschiedlichen Gewährungsgrundlagen, Leistungsangebote und Hilfeformen. Es folgen die Akteure: öffentliche und freie Träger, Wohlfahrtsverbände, Dach- und Fachverbände, bevor die verschiedenen politischen Ebenen – vom Bund über das Land bis zur Kommune – behandelt werden.

Als wichtige (sozial-)pädagogische Ansätze werden u. a. Sozialraumorientierung, Traumapädagogik, Bindungstheorien, systemische Ansätze, Inklusion, Partizipation und Prävention behandelt, wodurch schnell erkennbar wird, welche Vielfalt an Konzepten in der gegenwärtigen Sozialpädagogik zu finden und für die Hilfen zur Erziehung von Bedeutung ist.

Dass die Hilfen zur Erziehung nicht für sich alleine stehen, zeigt das Kapitel „Interdisziplinäre Kooperationen“: An den Schnittstellen und Überschneidungen mit anderen pädagogischen und therapeutischen Bereichen, von der Schule bis zur Kinderpsychotherapie, von der Frühförderung bis zur Religionspädagogik und zur Justiz, gibt es eine Vielfalt an möglichen Kooperationspartnern.

All das hier einfach aufzulisten, ist unzureichend, kann aber einen Eindruck davon geben, aus wie vielen unterschiedlichen Perspektiven die Hilfen zur Erziehung von den HerausgeberInnen zusammen mit über 100 AutorInnen und annähernd ebenso vielen Einzelartikeln in den Blick genommen werden. Es ist kein Buch, das man von vorne nach hinten durchlesen wird, sondern zunächst mal in die Hand nimmt, weil man etwas nachschlagen möchte – und sich dann u. U. einliest und zu weiteren Themenbereichen ebenfalls zu suchen beginnt.

Es weckt die Neugier auf die Hilfen zur Erziehung über ein rein juristisches, pädagogisches oder organisatorisches Interesse hinaus, es zeigt gerade durch die vielen kurzen Einzelartikel Zusammenhänge auf und lässt verstehen, wie bedeutsam und komplex dieser wichtige Bereich der Sozialen Arbeit ist – und welche besonderen Herausforderungen er an die dort tätigen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter stellt. Der Band richtet sich an alle im Bereich der Hilfen zur Erziehung Tätigen sowie z. B. auch an LehrerInnen, KinderpsychiaterInnen, PsychologInnen, RechtsanwältInnen und RichterInnen. Und natürlich an Studierende. Sehr empfehlenswert.

Johannes Herwig-Lempp (Halle/Saale)

Erika Gollor (2015). Hier fühle ich mich wohl. Systemische Pädagogik in der Grundschule. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-Verlag, 174 S., € 19,95

Die Autorin Erika Gollor weist langjährige Erfahrungen als Lehrerin jener Schulform auf, in welcher Schulkinder prägende Erfahrungen für ihre weitere Schullaufbahn machen. In den ersten Kapiteln gibt die Autorin einen kurzen Einblick in die „Systemische Pädagogik“, die sie als Anwendung systemischer Sichtweisen in der pädagogischen Praxis beschreibt. Dass die Grundsätze sich aus der Familientherapie ableiten, wird ebenso erwähnt wie die Abgrenzung Systemischer Pädagogik von Systemischer Therapie. Schön, wie sie prägnant auf den häufig verwendeten Vergleich eines Systems mit einem Mobile verweist. Dieser eröffnet der Leserschaft einen Zugang zur systemischen Sichtweise, welche das Beziehungsgeflecht eines Systems in den Fokus nimmt. Gerät ein Teil des Mobiles in Bewegung, bewegen

sich alle anderen auch. Da die Folgebewegungen quasi nicht vorhersehbar sind, es also immer vielfältige Bewegungsmöglichkeiten im Mobile gibt, wird deutlich gemacht, dass auch pädagogische Systeme nicht nach Einbahnstraßenregeln funktionieren. Der weite systemische Blick auf das Kind lässt Optionen im pädagogischen Prozess erahnen, die in der Betriebsamkeit der Alltagsroutine häufig vermisst werden. Aus Gollors Darstellung wesentlicher Grundsätze der systemischen Herangehensweise werden der „Vorrang der Gruppe“, der „Blick auf die Lösung“, „Stärken erkennen, Ressourcen nutzen“ sowie die „Wertschätzung und Achtung der Eltern“ herausgegriffen. Deren Kenntnis und Berücksichtigung wirken sich im pädagogischen Alltag erleichternd aus und bewirken positive Veränderungen.

Eine aktuelle Unterrichtsstudie von dem Bildungsforscher John Hattie aus dem Jahr 2013 belegt, dass eine gute Beziehung zwischen LehrerIn und SchülerIn den größten Einfluss auf den Lernerfolg der SchülerInnen hat. Von diesem Forschungsergebnis unterlegt, wird im Folgenden der Haltung des Pädagogen eine zentrale Rolle eingeräumt, einer Haltung, die sich u. a. durch Empathie, der Achtung des Anderen, der Allparteilichkeit auszeichnet. Da der Pädagoge in seiner Rolle leitet und führt, wird deutlich, dass es in dessen Verantwortlichkeit liegt, sich mit seiner Haltung durch Selbstreflexion auseinanderzusetzen. Gollor verleiht hier der Möglichkeit, zum Beispiel einer Supervisionsgruppe anzugehören, einen hohen Stellenwert und betont die positive Wirkung der Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit, um nach inneren Reifungsprozessen zu mehr Souveränität und Zufriedenheit zu gelangen. Die daraus resultierende veränderte Präsenz des Pädagogen führe zu Erleichterung im Arbeitsalltag und erhöhe damit die Zufriedenheit und Freude an diesem anspruchsvollen und herausfordernden Beruf.

In den weiteren Kapiteln beschäftigt sie sich sehr realistisch mit verschiedenen Aspekten des Systems Schule. Sie beschreibt u. a. Methoden (z. B. Rituale zum Schuleintritt, Aufnahme von Quereinsteigern, Verabschiedung, Klassenfahrten, Ärger- und Freuderunden), um dem Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Gemeinschaftsgefühl gerecht zu werden, erläutert am Beispiel „Sitzordnung“ die Bedeutung von Rangordnungen und deren Einhaltung, gewährt Einblick in Spielideen zur Stärkung von Ich- und Sozialkompetenz (z. B. „Mutsteine“, „Schutzengel“, Liste positiver Eigenschaften erstellen) und beschreibt Möglichkeiten zur Einbindung von Eltern in das Unterrichtsgeschehen. Abschließend widmet sie sich unter systemischen „Vorzeichen“ den vielfältigen Herausforderungen im Schulalltag, u. a. dem „störenden Verhalten“ sowie den Grenzen pädagogischer Wirkung.

Das Buch liest sich, nicht zuletzt durch die Verwendung zahlreicher Beispiele, leicht und kurzweilig. Die Exempel aus der praktischen Arbeit als Lehrerin werden die pädagogisch arbeitende Leserschaft an eigene Erlebnisse und Erfahrungen erinnern und wecken die Neugierde auf das, was auf den weiteren Seiten folgen wird. Ein Buch aus der Praxis für die Praxis!

Susanne Steinebrunner (Köln)